HANSER

Vorwort

Karen Horn

Die Stimme der Ökonomen

Wirtschaftsnobelpreisträger im Gespräch

ISBN (Buch): 978-3-446-43208-6

ISBN (E-Book): 978-3-446-43305-2

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

http://www.hanser.de/978-3-446-43208-6

sowie im Buchhandel.

© Carl Hanser Verlag, München

EINFÜHRUNG

Woher kommt das Neue? Die Quellen der Inspiration

Wie kommt das Neue in die Welt? Das ist die wohl spannendste Frage überhaupt. Wenn sich die geistige Kreativität der Menschen Bahn bricht, gibt es immer wieder berechtigten Grund zum Staunen. Das ist nicht nur dann so, wenn gerade einmal wieder ein technologischer Durchbruch gelungen ist. Das Rad des Fortschritts dreht sich auch in den Geisteswissenschaften, in den Sozialwissenschaften und als Teil davon in den Wirtschaftswissenschaften. Immer wieder kommen frische – oder wenigstens in zeitgenössische Gewänder umdrapierte – Theorien auf, die unseren Erklärungsbedarf angesichts der Komplexität der modernen Verhältnisse bedienen. Neue Theorien beeindrucken uns und hinterlassen Spuren in unserem Denken und damit auch im Alltag. Dabei werden eingeübte Überzeugungen regelmäßig herausgefordert oder sogar über den Haufen geworfen. Aber woher stammen diese neuen Ideen? Wie kommt ihr jeweiliger Erfinder auf sie? Was bringt sie in die Welt? Was sind die Bedingungen und Voraussetzungen der Inspiration? Wie wird jemand ein herausragender Wissenschaftler, der Bahnbrechendes leisten kann? Wann setzen sich Ideen durch?

Dem Ökonomen fällt die Antwort leicht: Nicht viel anders als Waren müssen sich auch Theorien auf einem Markt bewähren, das Angebot sucht nach Nachfrage. Auf dem Markt für Ideen bieten Wissenschaftler ihre Überlegungen feil. Gezahlt wird nicht in barer Münze, sondern mit Anerkennung. Da werden Argumente ausgetauscht, Gegenthesen aufgestellt, Berechnungen nachgeprüft – und wenn alles überzeugend und solide ist, wird die Arbeit nachher zitiert, bauen vielleicht sogar andere Wissenschaftler auf ihr auf, wird sie am Ende möglicherweise zu einem Klassiker. Wenn nicht, dann fällt sie dem allgemeinen Vergessen anheim, verschwindet sie in der Versenkung.

Der Grad an Anerkennung, die sich in der wissenschaftlichen Welt und in der Öffentlichkeit mit einer Theorie erringen lässt, wirkt damit als Steuerungsinstrument, vergleichbar mit dem relativen Preis auf dem Gütermarkt. Wenn man mit einer neuen Theorie keinerlei Gehör findet, dann kann man die Anstrengungen in dieser Richtung vermutlich einstellen – denn dann gibt es zumindest Grund für die Befürchtung, dass der Mangel an Nachfrage tatsächlich bedeutet, man hat sich verrannt. Ob es wirklich wertvolle, Fortschritt begründende Theorien sind, die der »Preismechanismus« der relativen Anerkennung auf dem Markt für Ideen als Innovationen zutage fördert, hängt wesentlich davon ab, ob die Regeln und Anreizsysteme des Wissenschaftsbetriebs tatsächlich angemessen ausgestaltet sind. Nicht alles, was neu ist, ist deshalb auch gut.

In diesem Buch jedoch geht es vor allem um die Frage der Inspiration: Woher kommt das Neue? Es geht darum herauszufinden, welchen Bedingungen und Einflüssen es zu verdanken ist, wenn herausragende Persönlichkeiten tatsächlich substanzielle Beiträge zum Fortschritt der Wissenschaft leisten können. Zehn Träger des Preises für Wirtschaftswissenschaften der schwedischen Reichsbank im Gedenken an Alfred Nobel, wie die 1969 erstmals verliehene Auszeichnung mit korrektem, vollem Namen heißt, haben sich bereit erklärt, in ausführlichen, eingehenden Gesprächen noch einmal einen Blick zurückzuwerfen auf den eigenen Lebensweg, das eigene Schaffen und die Bedingungen der eigenen Kreativität. Natürlich gibt es Erkenntnis und wissenschaftlichen Fortschritt auch jenseits der Ehrung aus Stockholm. Und natürlich kann umgekehrt auch

dieser höchste aller Preise keine letzte Gewähr dafür bieten, dass die Wissenschaftler, die ihn erhalten, auf wirklich relevanten Gebieten gearbeitet und den Fortschritt der Menschheit damit wahrhaft befördert haben. Wer will sich schon ein Urteil darüber anmaßen, worin genau ein solcher Fortschritt zu bestehen hätte?

Immerhin erlaubt der Nobelpreis aber die positive Grundvermutung, dass bei den Laureaten wissenschaftliche Qualität gegeben ist. Auch das Phänomen der sich selbst perpetuierenden Eliten ist im Fall des Nobelpreises womöglich etwas weniger stark ausgeprägt als sonst im Wissenschaftsbetrieb. Denn damit der Anspruch erfüllt wird, nach dem die prämierten wissenschaftlichen Leistungen das Fach tatsächlich verändert und dauerhaft geprägt haben sollen, werden die Auszeichnungen in der Regel erst so spät vergeben, dass sich der nachhaltige Einfluss klar nachweisen lässt. Das hat den zwar unbeabsichtigten, aber durchaus willkommenen, weil strategisches Verhalten doch eindämmenden Nebeneffekt, dass sie den einzelnen Karriereweg nicht mehr beeinflussen können. Im Durchschnitt sind Ökonomie-Laureaten 67 Jahre alt. Der älteste, Leonid Hurwicz, war sogar 90 Jahre alt, als er 2007 den Preis erhielt.

Das macht den Nobelpreis, so umstritten er womöglich im Einzelfall und allgemein als Institution auch ist, wenigstens etwas objektiver als andere Bewertungen, die sich ebenfalls im Karussell der Peer-Review drehen. Es ist deshalb lohnend, die sonst im Wissenschaftsbetrieb unmittelbar relevanten Karrierefaktoren rund um Veröffentlichungslisten, Zitierkartelle, Netzwerke und Berufungskommissionen einmal hinter sich zu lassen und die Laureaten nach ihren persönlichen Wesenszügen, familiären Prägungen, weltanschaulichen Entwicklungen und auch nach der Rolle des Zufalls in ihrem Leben zu befragen. Vielleicht lässt sich so herausfinden, wo auf dem Weg zu relevanter Forschung, Originalität und Exzellenz der Stein der Weisen liegt.

Die Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften drückt sich im Aufkommen neuer Ideen, Paradigmen, theoretischer Ansätze oder Methoden aus. Dies ist ein komplexer dynamischer Prozess, der von vielen verschiedenen Einflüssen zugleich geprägt wird. Drei gleichzeitig ablaufende, sich ihrerseits fortentwickelnde, miteinander verwobene und sich aufeinander beziehende Stränge lassen sich dabei logisch unterscheiden, abgekürzt sind dies: der Einfluss der ökono-

mischen Lage, der Theorie und der Persönlichkeit. Mit der ökonomischen Lage ist der jeweilige wirtschaftliche Hintergrund eines Landes oder auch der Weltwirtschaft zu einer bestimmten Zeit gemeint, also die ökonomischen Nöte und Notwendigkeiten sowie die damit verbundenen wirtschaftspolitischen Herausforderungen, die im Alltag der Menschen Spuren hinterlassen und auf die Antworten gebraucht werden. Mitunter ergeben sich daraus konkrete Anfragen an die Wissenschaft, deren Vertreter dann zur praktischen Politikberatung aufgefordert sind. Die deutsche Wiedervereinigung war ein besonders augenscheinlicher konkreter Fall – wie läuft wirtschaftliche Transformation ab? Wie kann man sie begleiten? Welche Fehler gilt es zu vermeiden? In der historischen Situation verfügte damals weder die Politik noch die ökonomische Wissenschaft über hinreichende Kenntnis, um diese Fragen zuverlässig zu beantworten; doch in den Folgejahren nahm das Thema Transformation dann auf der wissenschaftlichen Agenda großen Raum ein.

Ein solcher Zusammenhang zwischen den aktuellen Problemen und der Forschungsagenda lässt sich übrigens natürlich nicht nur in Ausnahmesituationen wie der deutschen Wiedervereinigung beobachten, sondern er gilt permanent. Das eine lässt sich nicht losgelöst vom anderen betrachten. Der zeitgeschichtliche wirtschaftliche Hintergrund liefert somit zumindest einen Teil der Agenda für die ökonomische Forschung. Und wenn es allgemein anerkannt ist, dass sich die Politik um die Lösung bestimmter realer Probleme zu bemühen hat, dann bedeutet das ebenfalls, dass diese realen Probleme auch im Bewusstsein der Öffentlichkeit akut verankert sind, mehr als je zuvor und wahrscheinlich danach. Schon die Wirtschaftslage zu einer bestimmten Zeit hat unmittelbare Bedeutung und Einfluss; noch interessanter ist es freilich, sich die Wirkung von Veränderungen anzusehen: wie der Wandel der ökonomischen Lage den Weg der Wissenschaft über die Zeit beeinflusst.

Das Label »Theorie« verweist auf den sich fortentwickelnden Stand des Wissens, den »State of the Art« in der Ökonomik. Hier geht es um den technischen Instrumentenkasten der Ökonomen, die stets nur vorläufigen Ergebnisse immer neuer Methodenstreits, die Art und Zahl der theoretischen Verzweigungen und die ideologischen Modeerscheinungen. All diese Dinge sind zu einem bestimmten Zeitpunkt prägend für die Themen und Ergebnisse ökonomi-

scher Forschungsarbeit. Natürlich unterliegt gerade auch der Stand der Theorie einem steten Wandel – und in einem Prozess der Rückkopplung befruchtet und beeinflusst dann auch dieser Wandel wiederum die Themen der Wissenschaft. Wo logische Lücken im Theoriegebäude augenscheinlich werden oder wo bestimmte Fragen nach wie vor nicht überzeugend beantwortet sind, da lohnt es sich immer, als Wissenschaftler aktiv zu werden und Erkenntnishürden Stück für Stück aus dem Weg zu räumen.

Der jeweilige Stand der Theorie mit den dann vorherrschenden theoretischen Ansätzen und den ihnen zugrunde liegenden philosophischen Denkgebäuden bestimmt die Art und Weise, wie reale wirtschaftspolitische Herausforderungen in der Wissenschaft abgebildet, modelliert und analysiert werden – und umgekehrt bleibt die Theorie nicht ohne Wirkung auf die politischen Entscheidungen der Wirklichkeit, sei es direkt oder indirekt. In seiner berühmten *Allgemeinen Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes* hat John Maynard Keynes geschrieben, dass »… die Gedanken der Ökonomen und Staatsphilosophen, sowohl wenn sie im Recht als wenn sie im Unrecht sind, einflussreicher [sind], als gemeinhin angenommen wird. Die Welt wird in der Tat durch nicht viel anderes beherrscht. Praktiker, die sich ganz frei von intellektuellen Einflüssen glauben, sind gewöhnlich die Sklaven irgendeines verblichenen Ökonomen.«

Keynes selbst bietet hierfür das beste Beispiel: Sein Erbe ist noch heute allgegenwärtig, sowohl in der ökonomischen Wissenschaft (»keynesianische Revolution«) als auch in der Wirtschaftspolitik hat er tiefe Spuren hinterlassen. Sein Einfluss ist irreversibel. Mit seinen Arbeiten hat er dem staatlichen Interventionismus eine neue Legitimationsbasis verschafft; dem politischen Apparat kam das durchaus zupass. Nach der Erkenntnis von Keynes verfügen Ideen über viel mehr Macht als Partikularinteressen – und das liege daran, dass Menschen in ihren tief sitzenden Überzeugungen eher unbeweglich seien. Es gebe nur wenige Menschen, die sich noch jenseits des Lebensalters von 25 oder 30 Jahren von neuen Theorien beeinflussen ließen.

Der dritte Strang von Einflüssen, die in der Entwicklung der Wissenschaft in Verbindung mit der jeweiligen ökonomischen Lage und dem jeweiligen Stand des Wissens prägend wirksam werden, ergibt sich aus der Persönlichkeit der Akteure und aus ihrer Biografie. Da-

mit sind die individuellen Charaktereigenschaften, das Lebensumfeld, die konkreten Erfahrungen gemeint, die ihre Empfänglichkeit für spezifische Forschungsthemen und Arbeitsmethoden bedingen. So wie konkrete Erfahrungen mit der Weltwirtschaftskrise in ihrer Jugend viele Ökonomen dazu gebracht haben, sich mit der Frage zu befassen, wie ein aus den Fugen geratenes System wieder ins Gleichgewicht gebracht werden kann und wie sich eine Gesellschaft gegen Armut und Not schützen kann, so hat die persönliche leidvolle Erfahrung mit Diktatur und Zentralverwaltungswirtschaft wiederum andere dazu inspiriert, dem Wunder freier Märkte genauer auf den Grund zu gehen. Keine Forschungsagenda lässt sich vom persönlichen Hintergrund eines Wissenschaftlers je abkoppeln.

Aus der Vielzahl der Nobelpreisträger ist hier eine in mehrerlei Hinsicht spannende Gruppe zusammengestellt: Paul A. Samuelson, Kenneth J. Arrow, James M. Buchanan, Robert M. Solow, Gary S. Becker, Douglass C. North, Reinhard Selten, George A. Akerlof, Vernon L. Smith und Edmund Phelps. Es sind dies Personen mit unterschiedlicher Weltanschauung und unterschiedlicher theoretischer Grundausrichtung: Während Samuelson, Solow, Akerlof und Phelps dem keynesianischen Ansatz und dem eher linken politischen Spektrum zuzurechnen sind, zählen Becker, Buchanan, North und Smith zu den Befürwortern des freien Markts und damit eher zur Seite der Liberalen und der Konservativen. Es sind außerdem Personen, die unterschiedlichen Generationen angehören und deshalb teilweise in Lehrer-Schüler-Verhältnissen zueinander stehen, und andere, die im Laufe ihres Schaffens auch wissenschaftliche Dispute miteinander ausgetragen haben, wie Phelps mit Solow – sodass es in den Gesprächen auch etwas über ihre Interaktion zu erfahren gibt. Vor allem aber sind es alles Personen, die sich in den Gesprächen nicht bloß auf ein normales Interview eingelassen haben, sondern sich vielmehr zu einer gründlichen, tiefschürfenden Analyse ihres eigenen Lebens- und Karriereweges sowie zur Introspektion bezüglich ihrer wichtigsten persönlichen Antriebskräfte und Inspirationsquellen bereitgefunden haben. Für diese Offenheit und Großzügigkeit gebührt ihnen allen großer Dank.

Die Reihenfolge der Gespräche in diesem Band entspricht schlicht der chronologischen Abfolge der Auszeichnungen mit dem Nobelpreis. Den einzelnen Gesprächen ist jeweils eine Einführung voran-

gestellt, die mehrere Zwecke erfüllt: Sie vermittelt zunächst ein Gespür für den Rahmen, die Zeitspanne und die Atmosphäre, in der das Gespräch stattgefunden hat; sie liefert eine konzise Hintergrundinformation über den individuellen Karriereweg, die wichtigsten Beiträge und den allgemeinen Denkansatz des jeweiligen Wissenschaftlers und ordnet dies so weit wie möglich ein; sie bietet eine Interpretation der wissenschaftlichen Leistungen, die erklärt, warum und inwiefern diese wichtig, interessant und herausragend sind. Und schließlich erfolgt schon hier eine knappe Zusammenfassung der jeweils wesentlichen Inspirationsmuster, wie sie in dem Gespräch aufscheinen.

Persönliche Erinnerungen und Selbstanalysen sind dabei nie neutral und objektiv. Schon die Wahrnehmung verschiedener Lebensphasen ist ungleich, wie Psychologen wissen: Aus der frühen Kindheit erinnert man nur wenig, aus dem frühen Erwachsenenalter dafür aber sehr viel. Im weiteren Verlauf des Lebens nimmt die Dichte der Erinnerungen dann erst wieder ab und steigt mit Beginn der sechsten Dekade wieder an. Insgesamt führt dieses Muster dazu, dass die Zeit der universitären Ausbildung in der Erinnerung relativ überbewertet wird. Außerdem gibt es tatsächlich so etwas wie Erinnerungslücken. Üblicherweise möchten sich zudem die meisten Befragten – wie jedermann sonst auch – gern in einem möglichst positiven Licht darstellen. Auch wirkt mancher Lebensweg im Rückblick geradliniger und zielgerichteter, als er es je gewesen sein kann. Das macht schlicht die Perspektive. Und schließlich reagieren die Befragten im Gespräch immer auch auf die Art und Weise, wie sie befragt werden; das Gesprächsambiente ist nicht neutral.

Um all diese Einschränkungen muss man wissen. Aber sie machen die Gespräche nicht wertlos, ganz im Gegenteil. Denn Subjektivität ist hier nicht nur erlaubt, sondern ausdrücklich erwünscht. Gerade die Subjektivität macht die Gespräche interessant. Je größer die Subjektivität, desto stärker der tatsächliche Einblick in das persönliche Denken und den jeweiligen Antrieb der Wissenschaftler. Es geht hier auch nicht um die Wahrheit schlechthin, sondern um individuelle Wahrnehmungen und Wahrheiten. Wenn die Nobelpreisträger von der keynesianischen Revolution erzählen; wenn sie berichten, wie sich seinerzeit in der Ökonomenzunft die verschiedenen Lager herausbildeten und wie sie miteinander oder gegeneinan-

der kämpften; wenn sie sich daran erinnern, wie ein neues Paradigma einmal völlig unbekannte Erkenntnishorizonte erschloss, ein anderes aber völlig versagte und unterging – dann ergibt sich daraus zwar natürlich noch keine umfassende Geschichte der Wirtschaftswissenschaften insgesamt. Aber es sind doch sehr persönliche und als solche bedeutsame Geschichten, die nicht nur den einzelnen Werdegang besser zu verstehen erlauben, sondern nebenbei auch ein Licht auf das große Ganze werfen. Alles ist Interpretation – und Interpretation ist alles. Genau das ist wertvoll. Es liegt am Leser, aus diesem vielfältigen Angebot aus berufenem Mund seine eigenen Schlüsse zu ziehen.

Wie sich in den Gesprächen erweisen wird, führen viele Wege nach Rom. Die Vielfalt der Muster, Wege und Quellen der Inspiration ist staunenswert. Und doch gibt es Verbindendes. So sind die meisten Nobelpreisträger der Ökonomie gleichsam als Missionare zu ihrem Fach gekommen. Sie empfinden schon als junge Menschen das Bedürfnis, die Welt ein wenig zu verbessern. Sie haben eine »Vision«, wie der scharfzüngige, so geniale wie eingebildete österreichische Ökonom Joseph Schumpeter (1883–1950) sagte, der Helmut Schmidt noch nicht kennen konnte. Der frühere Bundeskanzler hat bekanntlich das Bonmot geprägt, wer Visionen habe, solle zum Arzt gehen. Wer nicht von Anfang an Missionar ist, wird es im Laufe der Zeit. So gibt es auch eine Vielzahl von Ökonomen, denen ihr mathematisches Talent den Zugang zu ihrem Fachgebiet gebahnt hat. Sie stellen die Gruppe dar, die Schumpeter als »Techniker« bezeichnete. Doch auch sie entdecken im Laufe der Zeit ihr tieferes Interesse an Menschen und Politik, sie konvertieren vom Techniker zum Missionar.

Der Zufall des Lebens hat bei fast allen Nobelpreisträgern der Ökonomie eine Rolle gespielt. Getrieben von Wissensdurst und Neugier hätten viele von ihnen auch den Weg in andere Fachgebiete eingeschlagen, um ihren Verstand zu schulen und ihr Talent zu entfalten – wenn es sich denn entsprechend ergeben hätte. Besonders bedeutsam ist der familiäre Hintergrund. Es hilft, wenn man schon früh mit ökonomischen Themen in Berührung kommt, und wenn man bereits im vertrauten Familienkreis trainiert, über die großen Fragen des Daseins in der Gesellschaft nachzudenken und zu diskutieren. Die gemeinsamen Gespräche am heimischen Esstisch, die

sich mit großen und kleinen, tagesaktuellen wie grundsätzlichen Fragen beschäftigen und den Gedankenaustausch einüben, sind ein entscheidender Impuls. Dabei zählt noch nicht das intellektuelle Niveau der Gespräche. Von Bedeutung ist vielmehr, dass überhaupt die Neugier, das Interesse am Wissen, das Gespür für wichtige Themen geweckt werden. Den für ein späteres Wissenschaftlerdasein notwendigen intellektuellen Appetit und die zu verinnerlichende Strebsamkeit können Eltern ihren Kindern durchaus auch dann mitgeben, wenn sie selbst keine Akademiker sind.

Eine weitere Prägung, die zumeist schon im Elternhaus beginnt, betrifft die Weltanschauung. Sie ist zugleich Antrieb und wandelbares Ergebnis der Beschäftigung mit bestimmten Fragen. Wer sich aus Empfindsamkeit für Fragen der Gerechtigkeit als Sozialist bezeichnet, mag sich genau deshalb mit der Ökonomie befassen. Der Einblick in das Wirken des Marktes, den ein Studium der Ökonomie vermittelt, ist dann freilich auch in der Lage, ihm die ursprünglichen sozialistischen Neigungen wieder auszutreiben. Dieses Muster findet sich aus gutem Grund gerade bei den Nobelpreisträgern in geballter Form. Bei fast allen war die Ausgangslage links. Aber trotzdem wurden alle im Laufe ihres Studiums zu Verfechtern der Marktwirtschaft – wobei sie allerdings bis heute in sehr unterschiedlichem Maße staatliche Interventionen billigen; manche mehr, manche weniger und manche beinahe gar nicht.

Kaum einen Einfluss auf die Kreativität indes hatte bei den in diesem Buch befragten Nobelpreisträgern die Art und Weise, wie das ererbte Naturell sie hat arbeiten und wonach es sie hat streben lassen. Auf der Allmende des Wissens waren, bildlich gesprochen, Einzelgänger zumindest bisher genauso willkommen wie Herdentiere. Es gab also Raum für Menschen, die von sich sagen können, sie bräuchten keine Anregungen von außen. Und es gab Platz für andere, die des Austausches und des Widerstandes durch andere bedürfen, um sich daran zu reiben und so produktiv zu werden. Doch das muss nicht so bleiben. Die Zeiten der friedlichen Koexistenz scheinen allmählich vorbei zu sein. Nicht nur die moderne Informations- und Kommunikationstechnik, sondern vor allem der heute übliche Veröffentlichungsdruck (»publish or perish«) führt dazu, dass immer mehr wissenschaftliche Arbeiten in Kooperation verfasst werden, um so den Ausstoß zu steigern. Wer mehr auf Intro-

spektion als auf Interaktion angewiesen ist, hat es schwerer. Welchen Einfluss das auf den Spezialisierungsmix haben wird, auf die Typologie des Wissenschaftlers, bleibt abzuwarten. Bisher ließ der Wissenschaftsbetrieb ebenso Menschen erblühen, die eher an partikularen Einzelfragen arbeiten und versuchen, die Grenzen des Wissens Schritt für Schritt zu verschieben: »puzzle solvers«, wie sie Robert M. Solow in diesem Buch in Anlehnung an Thomas S. Kuhn nennt, Rätsellöser. Und genauso gab es Platz für Menschen, die gleich auf ganz Großes zielen, die umfassende Gedankengebäude oder Paradigmen konstruieren: »system builders«, Systembauer.

Ob freilich jemand der Wissenschaft mit einer gedanklichen Neuerung tatsächlich frische Impulse zu geben vermag, hängt oftmals wesentlich davon ab, ob er die notwendige Courage zum Dissens und zur Dissidenz mitbringt. Um herausragende Leistungen zu erbringen, sind geistige Unabhängigkeit, Neugier, ein langer Atem und die Fähigkeit zur Konzentration unabdingbar – und ein dickes Fell. Denn tiefere Erkenntnis erwirbt am ehesten, wer nicht nur Intelligenz, Wissensdurst und Geduld besitzt, wer nicht nur Anregungen aufzunehmen, die richtigen Fragen zu stellen und sein Wissen klug anzuwenden weiß – sondern wer sich auch ein Herz fasst, gegen den Strom zu schwimmen. Das ist hart, denn der Sog des Mainstreams ist stark. Doch bei genug Geduld zahlt sich die Dissidenz aus. Es ist für die Karriere vorteilhafter, ein großer Fisch in einem kleinen Teich zu sein als ein kleiner Fisch in einem großen Teich. Aber damit das gelingt, muss man so viel Freude aus der wissenschaftlichen Arbeit selbst beziehen, dass einem die möglicherweise lange ausbleibende Anerkennung durch die Kollegen nichts ausmacht. Man muss das nötige Selbstbewusstsein und das Rückgrat mitbringen, um die Einsamkeit in der Nische auszuhalten, die Anfeindungen, die Marginalisierung. Das ist nicht jedermann gegeben.

Um ein wissenschaftliches Feld zu entdecken und in einer Weise zu bestellen, die sich wahrhaft lohnt, braucht es außerdem die Breite des Blicks, die Universalität des wissenschaftlichen Impulses. »Ein Physiker, der nur Physiker ist, kann durchaus ein erstklassiger Physiker und ein hochgeschätztes Mitglied der Gesellschaft sein. Aber gewiss kann niemand ein großer Ökonom sein, der nur Ökonom ist«, schrieb der große Ökonom und Sozialphilosoph Friedrich

August von Hayek (1899 – 1992), Nobelpreisträger von 1974. »Der Ökonom, der nur Ökonom ist, wird leicht zur Plage, wenn nicht gar zu einer regelrechten Gefahr.« Selbst wenn all dies beherzigt wird, gilt es, sich darüber hinaus auch keinen Illusionen über das Erreichbare hinzugeben. James M. Buchanan warnt in unserem Gespräch in diesem Band, alle wissenschaftliche Erkenntnis sei nur vorläufig, und die Vorstellungen davon, was Fortschritt ausmache, seien stets relativ. Es gebe systematische Grenzen dessen, was der Mensch erfahren und wissen könne. »Es gibt Bereiche der Erkenntnis, in die wir nie werden vordringen können. Wenn man weiß, dass es diese Grenzen gibt, kann man zwar versuchen, sie immer weiter hinauszuschieben – aber mehr auch nicht.«

Hätte Alfred Nobel das gewollt? Der Preis der Ökonomen

Der Nobelpreis für Ökonomie ist gar kein solcher. Er geht nicht auf Alfred Nobel (1833 – 1896) zurück, sondern wurde erst 1968 von der schwedischen Notenbank aus Anlass ihres 300. Geburtstags als jährliche Auszeichnung ins Leben gerufen. Seither finanziert sie den »Preis für Wirtschaftswissenschaften der schwedischen Reichsbank im Gedenken an Alfred Nobel« mittels einer »ewigen Stiftung«. Die Königlich Schwedische Akademie der Wissenschaften trägt die Verantwortung für die Entscheidung, wer den Preis jeweils erhalten soll. Im Jahr 1969 wurde die Auszeichnung erstmals vergeben, die Empfänger waren Jan Tinbergen und Ragnar Frisch. Die Preisverleihung findet jedes Jahr am 10. Dezember, Alfred Nobels Todestag, in Stockholm statt. Seit dem Jahr 2001 beläuft sich das Preisgeld auf zehn Millionen schwedische Kronen, mehr als eine Million Euro. Wenn es mehr als einen Preisträger gibt, wird die Summe aufgeteilt.

Alfred Nobel war als Erfinder und industrieller Hersteller von Dynamit und anderen Sprengstoffen zum Millionär geworden. Unverheiratet und kinderlos, vermachte er den Großteil seines Vermögens einer Stiftung, die auf seinen Namen lautet. Diese Stiftung soll regelmäßig wissenschaftliche Beiträge auszeichnen, die dem besten Interesse der gesamten Menschheit dienen – wahrscheinlich als

eine Art Wiedergutmachung für die Schäden, die mit Nobels Erfindung, dem Dynamit, angerichtet werden können und angerichtet worden sind. Zunächst focht Nobels Familie das Testament an, doch schließlich konnten im Jahr 1901 die ersten Preise verliehen werden. Alfred Nobel hatte drei naturwissenschaftliche Disziplinen bestimmt, in denen Preise vergeben werden sollen: Physiologie (Medizin), Chemie und Physik. Hinzu kamen zwei nicht-wissenschaftliche Felder, Literatur und Frieden.

Auch die Institutionen, die für die Preisvergabe zuständig sind, hatte Nobel schon festgelegt: die Königlich Schwedische Akademie der Wissenschaften, der Nobel selbst angehört hatte, für die Nobelpreise für Physik, Chemie und Literatur; das Karolinska-Institut für den Nobelpreis in Physiologie. Über den Friedensnobelpreis befindet ein vom norwegischen Parlament gewähltes, aus fünf Personen bestehendes Komitee. Norwegen war bis 1905 mit Schweden vereinigt; zu Nobels Lebzeiten wurden im norwegischen Parlament nur innenpolitische Fragen behandelt, weswegen er dort möglicherweise eine geringere Befangenheit vermutete als beim schwedischen Parlament.

Die Einrichtung eines Preises für Ökonomen im Namen Nobels ist eigentlich eine Respektlosigkeit. Denn auch wenn er selbst als Geschäftsmann großen Erfolg hatte, so hielt Alfred Nobel von den Wirtschaftswissenschaften nicht viel. Ganz im Gegenteil: »Ich habe selbst keine Ausbildung in den Wirtschaftswissenschaften und ich hasse sie auch vom Grunde meines Herzens«, schrieb er in einem Brief, der erst im Jahr 2001 veröffentlicht wurde, als einige der Nachfahren der Familie versuchten, den Wirtschaftsnobelpreisen ein Ende zu setzen. Die Versuche blieben erfolglos.

Für die Ablehnung der Ökonomik durch Nobel gibt es dabei nachvollziehbare Gründe. Als Naturwissenschaftler waren ihm die Sozialwissenschaften, zu denen auch die Ökonomik gehört, fremd – wegen ihrer mangelnden Präzision und wegen der komplexen Phänomene, mit denen sie umgehen müssen. Denn die Sozialwissenschaften sind im Gegensatz zu den Naturwissenschaften alles andere als eine »harte« Wissenschaft. In den Naturwissenschaften fällt es weniger schwer, zu entscheiden, was richtig und falsch ist; es gibt harte Kriterien. Wenn ein chemisches Gebräu unkontrolliert explodiert, wie es Nobel mehrfach bei seinen Experimenten geschah,

dann war die Mischung eben falsch. In den Sozialwissenschaften sind die Dinge nicht so einfach – und darum spricht man auch gelegentlich vom »Physikneid« der Ökonomen, der nicht zuletzt die Mathematisierung der Disziplin erheblich befördert hat.

Die Kriterien für die Vergabe des Preises für Wirtschaftswissenschaften der schwedischen Reichsbank im Gedenken an Alfred Nobel sind analog gehalten zu den Statuten des echten Nobelpreises. Wie auf der Website der Nobelstiftung nachzulesen ist, ist satzungsgemäß vorgeschrieben, dass der Preis »jährlich an eine Person vergeben werden soll, die eine wirtschaftswissenschaftliche Arbeit von jener überragenden Bedeutung verfasst hat, wie sie in Alfred Nobels Testament vom 27. November 1895 beschrieben ist … Der Preis soll von der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften in Einklang mit den Regeln für die anderen Nobelpreise, die durch sein Testament eingerichtet sind, verliehen werden.« In Nobels Testament findet sich dann die Formulierung bestätigt, dass der Preis an eine Einzelperson gehen soll, und zwar an eine lebende Person, die mit ihren Arbeiten »während des vorausgegangenen Jahres der Menschheit den größten Dienst erwiesen hat«.

Das ist eine Aufforderung, die einen schaudern lässt. Ist es nicht ein wenig vermessen, darüber entscheiden zu wollen, wer der Menschheit mit seiner ökonomischen Forschung den größten Dienst erwiesen hat? Wer wollte ein derart hoch aufgehängtes Urteil fällen? In der Praxis kann niemand einem solchen Anspruch mit Sicherheit gerecht werden; folglich ist ein etwas bescheidenerer Ansatz angeraten und wohl auch unausweichlich. Es reicht, wenn ein neuer Ansatz oder eine neue Methode bahnbrechend war, wenn sie in der Zunft einen Paradigmenwechsel ausgelöst und weiterführende Forschung angestoßen hat. Abgesehen davon werden ohnehin zwei grundlegende Regeln durch die Vergabepraxis systematisch gebrochen: Preise an Einzelpersonen gibt es immer seltener, und für Vorjahresarbeiten ist überhaupt noch nie jemand ausgezeichnet worden. Dafür gibt es auch einen guten Grund: Es dauert viele Jahre, sogar Jahrzehnte, bis sich im Wissenschaftsprozess erwiesen hat, ob eine bestimmte Arbeit tatsächlich bahnbrechend war, ob sie wirklich einen Paradigmenwechsel ausgelöst und weiterführende Forschung angestoßen hat.

Ein Beispiel für den enormen zeitlichen Abstand, der zwischen einer intellektuellen Leistung und der Nobelpreiswürde liegen kann, ist der Fall von Ronald Coase. Dieser Wissenschaftler bekam den Preis 1991 für einen Vortrag, den er 1932 in Dundee gehalten hatte, unter dem Titel »The nature of the firm«. Der Vortrag wurde 1937 in der Fachzeitschrift *Economica* veröffentlicht. Der zeitliche Abstand zwischen Erfindung und Anerkennung betrug mithin beinahe 60 Jahre. Immerhin wird jedoch in der Vergabepraxis zumindest insofern der Geist der nobelschen Maßgabe respektiert, als kein gesamtes Lebenswerk, sondern nur thematische Durchbrüche ausgezeichnet werden, ob sie nun von einem einzelnen oder mehreren Wissenschaftlern zu verantworten sind. Praktisch wird darauf geachtet, dass die wissenschaftlichen Beiträge spezifisch, wirklich neu und wichtig sind.

Die Auswahlprozedur ist komplex. Sie fußt wesentlich auf der Einschätzung von Fachkollegen (Peer-Review). Jedes Jahr im September verschickt das bei der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften angesiedelte Komitee für den Wirtschaftspreis Einladungen an Tausende Wissenschaftler, Mitglieder von Akademien und Universitätsprofessoren in zahlreichen Ländern und fordert sie auf, Kandidaten für das folgende Jahr zu nominieren. Normalerweise werden 200 bis 300 Vorschläge gemacht, die Zahl der Kandidaten beläuft sich im Durchschnitt auf etwa 100. All diese Vorschläge müssen bis Anfang Februar eingehen und werden dann vom Preiskomitee und einigen Experten gesichtet und bewertet. Das Komitee besteht aus fünf bis neun schwedischen Ökonomen, die jeweils für drei Jahre bestellt werden; einer von ihnen fungiert als Vorsitzender. Diese relativ hohe Zahl von Mitgliedern im Vergleich zu anderen Nobelpreiskomitees soll hier für größere Objektivität sorgen. Das Komitee verengt schrittweise die Auswahl und kommt dann bis September per Mehrheitsentscheidung zu einem Entschluss. Diese Entscheidung wird dann der neunten Klasse, das heißt der sozialwissenschaftlichen Abteilung der Königlich Schwedischen Akademie vorgelegt, die dann Mitte Oktober in die Endabstimmung geht. Die Protokolle dieser Abstimmungen werden mindestens 50 Jahre geheim gehalten.

Der Nobelpreis gilt als enorm prestigeträchtige Auszeichnung. Die Wahl der Empfänger des Preises für Wirtschaftswissenschaften

der schwedischen Reichsbank im Gedenken an Alfred Nobel hat auch niemals so große Kontroversen ausgelöst wie die Entscheidungen des norwegischen Parlaments bezüglich der Friedensnobelpreisträger. Dennoch gibt es kritische Stimmen, und sie alle haben einen Punkt. Manche Kritiker finden beispielsweise, dass der Nobelpreis zu viel Aufmerksamkeit erhält. Das mag daran liegen, dass er beinahe ein Monopol innehat. Auch auf dem Gebiet der Wirtschaftswissenschaften ist dieser Preis bisher der größte und wichtigste, und das gibt ihm Einfluss.

Nicht jedem schmeckt die Art und Weise, wie der Preis finanziert ist. Im Gegensatz zu den anderen Nobelpreisen ist der Wirtschaftspreis nicht aus privater Quelle gespeist. Da das Geld von der schwedischen Notenbank stammt, wird es im Grunde aus der »Seigniorage« entnommen, dem Nettoertrag aus der Herstellung von Geld. Seigniorage aus Münzen ergibt sich als Unterschied zwischen dem Nennwert einer Münze und den Kosten, die damit verbunden sind, sie herzustellen, sie in Zirkulation zu bringen und sie, wenn sie abgenutzt ist, wieder aus dem Verkehr zu ziehen. Seigniorage aus Papiergeld ergibt sich als Unterschied zwischen dem Zinsertrag auf die Sicherheiten, die im Tausch gegen Banknoten gehalten werden, und den Kosten, die damit verbunden sind, die Banknoten zu drucken, in Verkehr zu bringen und später wieder einzusammeln. Es hat schon endlose wissenschaftliche Dispute über die Frage gegeben, wessen Eigentum die Seigniorage eigentlich sein sollte. In den meisten Ländern übertragen die Notenbanken die Seigniorage zum Ende des Geschäftsjahres an den Staatshaushalt – und darin liegt natürlich eine implizite Anerkennung der Tatsache, dass es sich letztlich um Geld des Steuerzahlers handelt. Und dementsprechend ist es auch der schwedische Steuerzahler, der letztlich den Wirtschaftspreis bezahlt, weil die Notenbank diesen Betrag nicht an ihn ausschüttet – und das ungefragt.

Außerdem hat Paul A. Samuelson einmal zu bedenken gegeben, dass der Preis unglückselige Nebenwirkungen zeitigt. Ihn nicht zu bekommen, sei eine Schmach für jene Wissenschaftler, deren Arbeiten genauso gut oder fast genauso gut seien wie jene, deren Verfasser mit der Auszeichnung geehrt worden seien. Ein anderer Kritikpunkt, der gelegentlich aufgeworfen wird, betrifft die Tatsache, dass der Preis in aller Regel zu spät kommt, um innovative Ansätze weiter

zu ermutigen. In gewisser Weise vollzieht der Preis die tatsächliche Anerkennung nur noch einmal öffentlichkeitswirksam nach. Wer angesehen ist, wird durch den Preis noch angesehener. Dass eine bislang verborgene rare Perle entdeckt und gefördert wird, ist bei den hier üblichen Zeitabständen unmöglich. Freilich ist das bei näherer Betrachtung aber gerade gut so. Denn sonst käme der Nobelpreis einer Verzerrung der Mechanismen auf dem Markt für Ideen gleich – und dieser Eingriff würde dann auch noch zu allem Übel mit dem Geld des Steuerzahlers finanziert.

Friedrich August von Hayek hat noch auf ein ganz anderes Problem hingewiesen: Der Nobelpreis läuft Gefahr, die persönliche Bescheidenheit zu untergraben; manch ein Preisträger droht abzuheben. Nicht jedes Ego wird mit einer solchen öffentlichen Anerkennung auf gesunde Art und Weise fertig. In seiner eigenen Tischrede beim Bankett der Nobelpreisträger 1974 mahnte Hayek seine Kollegen deshalb, die Auszeichnung nicht als eine Art Berechtigung misszuverstehen, zu allem und jedem einen Kommentar abgeben zu dürfen, auf dem eigenen wissenschaftlichen Feld wie auf fremden Gebieten, von denen sie im Grunde gar nichts wüssten. Er sah mit Sorge, dass der Preis »einem Einzelnen eine solche Autorität gibt, wie sie in der Wirtschaftswissenschaft niemand besitzen sollte … der Einfluss des Nationalökonomen, auf den es hauptsächlich ankommt, ist ein Einfluss auf Laien: auf Politiker, Journalisten, Beamte und die Öffentlichkeit im Allgemeinen. Es gibt keinen Grund, warum ein Mann, der einen gewissen Beitrag zur Wirtschaftswissenschaft geleistet hat, für alle Probleme der Gesellschaft zuständig sein sollte.« Am besten daher wäre es, so forderte er nur teilweise scherzhaft, wenn man von den Laureaten einen »Eid der Bescheidenheit« verlangen würde, eine Art hippokratischen Eid, »dass sie in ihren öffentlichen Äußerungen niemals die Grenzen ihrer Zuständigkeit übertreten werden«.